

### Quantifizierende historische Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland: ein Überblick

Best, Heinrich

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Zeitschriftenartikel / journal article

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Best, H. (2008). Quantifizierende historische Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland: ein Überblick. *Historical Social Research, Supplement*, 20, 49-73. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-191729>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more Information see:  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

# Quantifizierende Historische Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Überblick

*Heinrich Best*<sup>\*</sup>

**Abstract:** Best gibt (1) einen Abriss des wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhangs der Historischen Sozialforschung, beschreibt (2) die Etablierung dieser Forschungsrichtung in Köln, grenzt (3) das Konzept einer Historischen Sozialforschung ab von verwandten Forschungsrichtungen und Teildisziplinen, wie der Sozialgeschichte, der Strukturgeschichte und der Historischen Sozialwissenschaft und skizziert (4) den Begründungszusammenhang für eine theorieorientierte und quantifizierende Historische Sozialforschung. – Best resümiert: Quantifizierende Historische Sozialforschung sei ein Wissenschaftskonzept, das zwar keine nomologischen Gesetzesaussagen vom „Newtonischen Typ“ anstrebe, aber durch „Theorien mittlerer Reichweite“ und „statistische Erklärungen“ gesteuert werde.

## I. Der wissenschaftsgeschichtliche Zusammenhang

Wenn ich in „Geschichte in Köln“ über die Entwicklung der quantifizierenden Historischen Sozialforschung in der Bundesrepublik berichte, dann fällt es leicht, den gebotenen lokalen Bezug herzustellen, denn die wichtigsten Anstöße zur Etablierung dieser Forschungsrichtung gingen von der Kölner Universität aus und die beiden Institutionen, die sich die Förderung einer quantifizierenden Historischen Sozialforschung zur Aufgabe gestellt haben – die Arbeitsgemeinschaft QUANTUM und das „Zentrum für Historische Sozialforschung“ – sind in dieser Stadt beheimatet. Die Standortwahl war – und hier verwende ich schon Termini aus weiter unten zu berichtenden wissenschaftstheoretischen Kontroversen – kein „historischer Zufall“, sondern zunächst das Ergebnis „überindividueller Strukturen und Prozesse“, die gerade an diesem Ort besonders gute Bedingungen für jene „erneute Begegnung von Geschichte und Soziologie“ schufen, die zum Ausgangspunkt methodischer und thematischer Innovationen in beiden Disziplinen wurde. Daß dabei allerdings nicht die Rolle von Personen zu kurz kommen sollte, ist auch dem sozialwissenschaftlich orientierten Berichterstatter bewußt.

Doch bevor ich auf lokalspezifische Bedingungen und Entwicklungen zurückkomme, möchte ich (I) einen Abriss des wissenschaftsgeschichtlichen Zu-

---

<sup>\*</sup> Reprint of: Heinrich Best (1981): Quantifizierende Historische Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Überblick, in: *Geschichte in Köln*, 9, 1981, S. 121-161.

sammenhangs der Historischen Sozialforschung geben und (2) die Etablierung dieser Forschungsrichtung in Köln beschreiben. Danach werde ich (3) das Konzept einer Historischen Sozialforschung von verwandten Forschungsrichtungen und Teildisziplinen, wie der Sozialgeschichte, der Strukturgeschichte und der Historischen Sozialwissenschaft abgrenzen und (4) den Begründungszusammenhang für eine theorieorientierte und quantifizierende Historische Sozialforschung skizzieren. Dieses umfängliche Programm kann hier natürlich nur in der Form einer „tour de Force“ präsentiert werden. Was fehlt und verkürzt dargestellt wurde, muß nicht unbedingt auch unwichtig sein. Für eine gründlichere Unterrichtung sei auf die Literatur verwiesen; ein noch besseres Verständnis kann durch eigene forschungspraktische Erfahrungen gewonnen werden.

Die quantifizierende Historische Sozialforschung beansprucht mit einigem Recht, ein innovativer Ansatz zu sein, und die Exotik, die sie immer noch für viele „traditionell“ arbeitende Historiker besitzt, bestätigt ihren Anspruch. Das schließt jedoch nicht aus, daß sie an Traditionen der Geschichtswissenschaft und der Soziologie anknüpft. Dies gilt sowohl für ihren Gegenstandsbereich – die Beschäftigung mit gesellschaftlichen Strukturen und Prozessen in der Vergangenheit – wie auch für ihre Methode – die Verwendung quantitativer Evidenz zur (vorläufigen) Bestätigung oder Verwerfung wissenschaftlicher Aussagen. Sicher trifft zu, daß gerade in der deutschen Geschichtswissenschaft bis vor ca. 10 Jahren eindeutig das Interesse an einzelnen Ereignissen, an Motivationen und Handlungen historischer Personen vorherrschte und daß dabei eine Betrachtungsweise dominierte, die geschichtliche Wirklichkeit „vom Staate her“ begriff, wobei auch der Staat vor allem als „handelnde Kollektivpersönlichkeit“ und nicht als „Komplex eines spezifischen Zusammenhandelns von Menschen“ gesehen wurde<sup>1</sup>. Falsch und ungerecht wäre es aber, diese Staatsorientierung lediglich als Ausdruck von Ignoranz oder Machtverherrlichung der preußisch-deutschen Historiographie zu deuten. Vielmehr reflektierte sie zunächst die Prozesse von nationaler Integration und Staatswerdung, die in Mitteleuropa zwischen und 1918 ihren Höhepunkt und Abschluß erreichten<sup>2</sup>. So war diese Grundorientierung dann auch in Ländern mit unzweifelhafter demokratischer Tradition und der Erfahrung „erfolgreicher“ Revolutionen verbreitet. Für Deutschland wurde dann allerdings die Vehemenz und Hartnäckigkeit kennzeichnend, mit der die Verbindlichkeit des Individualitätsprinzips in der Disziplin durchgesetzt wurde. Verbunden wurde diese thematische Orientierung mit der Kodifikation der historisch-kritischen Methode, der die Vorliebe für literarisch-sprachliche Quellen und hermeneutisch-verstehende Auslegungen immanent ist.

---

<sup>1</sup> M. Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, Studienausgabe, Tübingen 1972, S. 6 f.

<sup>2</sup> J. Kocka, *Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme*, Göttingen 1977, S. 52.

Gegner und Opfer war eine Minoritätstradition der deutschen Geschichtswissenschaft, die ihr Interesse auf die Erforschung von überindividuellen Motivationen und Handlungen, von sozialen Strukturen und Prozessen richtete und Geschichte zunächst als Gesellschaftsgeschichte verstand. Einen ersten Höhepunkt der Kontroverse bildete in den 1890er Jahren der Lamprecht-Streit, der in seiner wissenschaftshistorischen Bedeutung – weniger in der Qualität seiner Argumente – dem Menger/Schmoller-Streit um die wissenschaftslogischen Grundlagen der Nationalökonomie entsprach<sup>3</sup>. Die Frontlinie des Lamprecht-Streites wurde von Otto Hintze der in der Auseinandersetzung eine eher vermittelnde Stellung einnahm – zwischen „individualistischer“ und „kollektivistischer“ Geschichtsauffassung gezogen. Es gehe

im Grunde um die alte Streitfrage nach dem gesetzmäßigen Charakter der historischen Erscheinungen ... Sind die geschichtlichen Vorgänge in dem Maße genereller Natur, daß sie sich in ein typisches Schema regulärer Entwicklung einfügen lassen, oder überwiegt im großen und ganzen doch der singuläre Charakter?<sup>4</sup>

Die eindeutige Niederlage Lamprechts in seiner Auseinandersetzung mit den Vertretern von Individual- und Politikgeschichte markierte eine Weichenstellung, die auf Jahrzehnte die „Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ in ein Schattendasein am Rand der Disziplin drängte. Dabei soll nicht verkannt werden, daß die von Lamprecht vertretene „Universal- und Kulturgeschichte“ methodische und konzeptionelle Schwachstellen aufwies, die es den Gegnern sehr leicht machten. Insbesondere litt der Ansatz Lamprecht unter einem Defekt, der heute noch viele Arbeiten der Historischen Sozialwissenschaft kennzeichnet: einer Diskrepanz zwischen der Reichweite der Aussagen und ihrer empirischen Fundierung. Es widersprach bereits den damaligen methodischen Standards, generalisierende Aussagen durch Einzelzeugnisse zu „belegen“ und umfassende Synthesen allein auf die Intuition und Assoziationskraft des Forschers zu gründen. Erst das Instrumentarium der Historischen Sozialforschung vermag diese Kluft zu schließen und dem Vorwurf unzulässiger Verallgemeinerung zu widerstehen. Unter dieser Voraussetzung ist es kein Zufall, daß Lamprecht – über allgemeinste programmatische Formulierungen hin aus – praktisch keinen Einfluß auf die Entwicklung der Historischen Sozialforschung in den vergangenen Jahren gehabt hat. „Kollektivistische Geschichtsauffassung“ und „collective history“ – wie sie der amerikanische Soziologe Charles

---

<sup>3</sup> H. Engelberg, Zum Methodenstreit um Karl Lamprecht, in J. Streisand (Hrsg.) Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft II, Die bürgerliche deutsche Geschichtswissenschaft von der Reichseinigung von oben bis zur Befreiung Deutschlands vom Faschismus, Berlin 1965, S. 136 ff.

<sup>4</sup> O. Hintze, Über individualistische und kollektivistische Geschichtsauffassung, in: Gesammelte Abhandlungen, Bd. 2, Soziologie und Geschichte, hrsg. v. Gerhard Oestreich, 2. Aufl. Göttingen 1964, S. 315.

Tilly fordert<sup>5</sup> – haben nur eine sehr lockere genealogische Verbindung. Von größerer unmittelbarer Bedeutung war demgegenüber mit Ernst Bernheim ein weiterer „Kulturhistoriker“, dessen „Lehrbuch der Historischen Methode“ bei der gegenwärtigen Entwicklung einer Methodik zur sozialwissenschaftlichen Analyse von Akten wichtige Anregungen vermittelt hat<sup>6</sup>.

Zum eigentlichen Vorläufer der Historischen Sozialforschung wurde die ältere und insbesondere die jüngere „Historische Schule der Nationalökonomie“, die – außerhalb der primär politisch ausgerichteten Fachhistorie – auch in Deutschland eine sehr bedeutsame wirtschafts- und sozialgeschichtliche Tradition begründete. Die einzige Forscherpersönlichkeit, der eine Synthese beider Forschungsrichtungen gelang, war Otto Hintze:

In seinen vergleichenden verfassungs- und sozialgeschichtlichen Untersuchungen und mit seiner Rezeption der entstehenden Soziologie erwies er sich ... als der methodisch fortschrittlichste, wenn nicht überhaupt als der bedeutendste deutsche Historiker des späten Kaiserreichs und der Zwischenkriegszeit<sup>7</sup>.

Um so bedauerlicher ist, daß er bei aller fachlichen Anerkennung keine Schule begründete und für Jahrzehnte ohne Nachfolger blieb. Die Etablierung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte außerhalb der Fachhistorie ist mit den Namen Gustav Schmoller und Werner Sombart verbunden. Kennzeichnend für Schmoller war eine Verwendung historischer Befunde, wie sie für die an geschichtlichen Prozessen interessierten Sozialwissenschaftler heute noch charakteristisch ist: Er erwartete von der Geschichte, daß sie das Beobachtungsfeld erweiterte, auf dem die theoretischen Annahmen der Ökonomie überprüft und überzeugender formuliert werden konnten.<sup>8</sup> Damit war er vom abstrakten Rationalismus der Grenznutzentheoretiker wie von der deskriptiven Kasuistik der meisten Fachhistoriker gleich weit entfernt. Werner Sombarts Bedeutung lag in der auch von Friedrich Engels gewürdigten Kritik und Weiterführung des Marxschen Werks insbesondere durch seine „historische Darlegung“ des Entstehungsprozesses des Kapitalismus.<sup>9</sup> Sombart akzeptierte in seinen frühen Jahren den „wissenschaftlichen Sozialismus“ als „jenen theoretischen Historismus ... , der eine streng theoretisch-abstrakte Behandlung historischer Phä-

---

<sup>5</sup> Ch. Tilly, Quantification in History, As Seen from France, in: V.R. Lorwin u. J.M. Price (Hrsg.), *The Dimensions of the Past: Materials, Problems and Opportunities for Quantitative Work in History*, New Haven 1972, S. 108.

<sup>6</sup> W. Bick u. P.J. Müller, The Nature of Process-Produced Data – Towards a Social-Scientific Source Criticism, in: J.M. Clubb u. E.K. Scheuch (Eds.), *Historical Social Research. The Use of Historical and Process-Produced Data*, Stuttgart 1980, S. 370 ff.

<sup>7</sup> J. Kocka, Otto Hintze, in: H.-U. Wehler (Hrsg.), *Deutsche Historiker*, Göttingen 1973, S. 275.

<sup>8</sup> P.R. Anderson, Gustav Schmoller, ebd., S. 147.

<sup>9</sup> W. Sombart, *Der moderne Kapitalismus*, 2 Bde., Leipzig 1902.

nomene bei voller Würdigung ihrer historischen Relativität anstrebt“<sup>10</sup> Auch in seinem Fall verbanden sich theoretische Orientierung mit einer überaus reichen wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Materialsammlung.

Den bis in die Gegenwart wirkungsmächtigsten Beitrag zu einer Verbindung von systematisch-sozialwissenschaftlichen Ansätzen und Historie leistete Max Weber. Die von ihm wesentlich mitgestaltete idealtypische Methode hat auch für die heutige historisch-sozialwissenschaftliche Forschung nicht an Aktualität verloren.<sup>11</sup> Gerade dieses Verfahren läßt aber den großen methodischen Abstand sozialwissenschaftlicher Vorgehensweisen zum Wissenschaftsstil des traditionellen Historismus deutlich werden: Die Konstruktion eines Modells, das als „einseitige Steigerung“ und hypothetische Kombination bestimmter Aspekte in der Realität keine (vollständige) Entsprechung finden kann, und erst dann in einem zweiten Schritt mit der Wirklichkeit konfrontiert wird, um aus der „Messung“ des Abstandes von Konstrukt und Realität Erkenntnisse zu gewinnen, ist mit Positionen unvereinbar, in denen die Rekonstruktion der Vergangenheit, „wie sie wirklich gewesen ist“<sup>12</sup>, gefordert wird. Auch die Verwendung historischer Befunde als „Material“ für die Entwicklung von allgemeinen theoretischen Modellen sozialen Handelns war keine Vorgehensweise, die den Beifall der zeitgenössischen Fachhistorie hätte finden können. So ist es denn auch kein Zufall, daß Max Weber von der damaligen Geschichtswissenschaft – mit der wichtigen Ausnahme Otto Hintzes – kaum rezipiert wurde. Dabei blieb dann allerdings auch unbeachtet, daß sein Werk Elemente enthält, die es durchaus rechtfertigen, „ihn nicht nur einen Kultur- und Sozialhistoriker, sondern einen Universalhistoriker zu nennen“.<sup>13</sup> Zentrale Kategorien Webers wie z.B. „Rationalisierung“ und „Bürokratisierung“ sind trotz ihres außerordentlich hohen Abstraktionsgrades an „historische Zeit“ gebunden. Die Angemessenheit seiner idealtypischen Methode gerade für geschichtswissenschaftliche Theorieanwendung und die historische Dimension seiner theoretischen Konstruktionen haben das Werk Webers dann auch zum wichtigsten Orientierungspunkt der heutigen Historischen Sozialwissenschaft gemacht, das in kaum einer Arbeit aus diesem Kontext unzitiert bleibt.

Als letzter in der Reihe der nicht-marxistischen Vorläufer und Inspiratoren einer Historischen Sozialwissenschaft soll Hans Rosenberg genannt werden, dessen Person und Werk eine unmittelbare Verbindung zu den Neuansätzen Ende der 1960er Jahre herstellt. Er ist auch der erste Bezugspunkt zur Universität Köln, an der er bis zu seiner Emigration im Jahr 1933 arbeitete.<sup>14</sup> Seine

---

<sup>10</sup> Ders., in: *Die Zukunft*, 13 (1895), S. 39.

<sup>11</sup> Dies ist insbesondere an den Arbeiten von J. Kocka nachweisbar. Vgl. auch ders., *Sozialgeschichte*, 86 ff.

<sup>12</sup> So die „klassische“ Formulierung von Leopold von Ranke.

<sup>13</sup> W. Mommsen, Max Weber, in: *Deutsche Historiker*, S. 299.

<sup>14</sup> H. Rosenberg, *Rückblick auf ein Historikerleben in zwei Kulturen*, in: ders., *Machteliten und Wirtschaftskonjunkturen*, Göttingen 1978, S. 12.

Untersuchungen zur Sozialgeschichte der vorindustriellen preußisch-deutschen Herrschaftseliten und zur deutschen Konjunkturgeschichte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bilden thematisch wie methodisch wichtige Vorbilder für die Arbeiten Hans-Ulrich Wehlers und der in seinem Umkreis betriebenen Forschung. Hans Rosenberg stellte auch eine Verbindung zum Forschungsgeschehen in den USA her, wo den auf dem Gebiet der deutschen Geschichte arbeitenden Historikern nur selten Vorbehalte und Widerstände gegenüber einer Verschränkung von Wirtschafts-, Sozial- und Politikgeschichte begegneten.

Alle bislang genannten Autoren haben sich in ihren Arbeiten mehr oder weniger intensiv mit den Positionen des Marxismus auseinandergesetzt, teils als Kritik, teils in der Form einer partiellen Übernahme. Insofern gibt es eine bedeutsame indirekte Wirkung des Marxismus auf die Entwicklung einer historischen Sozialforschung in Deutschland. Bereits dieser vermittelte Einfluß hat manchen zeitgenössischen Fachhistoriker zu einer „grotesken Identifizierung von Sozialgeschichte mit sozialistischer Geschichte“ verleitet<sup>15</sup>, und selbst Karl Lamprecht, der als Anhänger eines (sozial)psychologischen Ansatzes und nicht zuletzt als prominentes Mitglied des Aldeutschen Verbandes eigentlich über jeden Verdacht erhaben war, mußte sich gegen den „Materialismus-Vorwurf“ wehren.<sup>16</sup>

Der unmittelbare Einfluß des Marxismus ist nicht weniger bedeutsam. Dies gilt natürlich zunächst für die Gründerväter des Historischen Materialismus selbst, die die Entwicklung ihrer kritischen Geschichtstheorie mit einer umfassenden Darstellung der Gesellschaftsgeschichte verbanden. Dabei standen sie allerdings vor dem gleichen Dilemma wie ihre „bürgerlichen“ Gegner, die sich ebenfalls mit der Konstruktion übergreifender evolutionistischer Entwürfe des Geschichtsprozesses befaßten: Sie waren auf die lückenhaften und fehlerreichen Befunde der zeitgenössischen Forschung angewiesen, die durch Intuition und assoziative Kraft in zusammenhängende Deutungsmuster gefaßt wurden.<sup>17</sup> Beispielhaft für die damit verbundenen Gefahren sind die Untersuchungen von Engels über die Geschichte der Familie, die in weiten Passagen auf den problematischen Untersuchungen eines Amateur-Ethnographen über die nordamerikanischen Indianer des ausgehenden 19. Jahrhunderts aufbauten. Derartige Materialien waren natürlich keine empirische Grundlage für einen Theorietest, sondern eher Illustrationen zu Vermutungen über den tatsächlichen Verlauf gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse. Es darf dabei allerdings nicht unter-

---

<sup>15</sup> E. Kehr, Neuere deutsche Geschichtsschreibung, in: Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. v. H.-U. Wehler, Berlin, 2. Aufl. 1970, S. 259.

<sup>16</sup> H.-J. Steinberg, Karl Lamprecht, in: Deutsche Historiker, S. 62 f.

<sup>17</sup> E.K. Scheuch, Quantitative Analysis of Historical Material as the Basis for an New Cooperation Between History and Sociology, in: Historical Social Research 13 (1988) No. 2, S. 30f.

schlagen werden, daß diese Defekte Marx und Engels durchaus bewußt waren. So machte Engels darauf aufmerksam, daß die Konzeption des Historischen Materialismus „keine fertigen Dogmen (gibt), sondern Anhaltspunkte zur weiteren Untersuchung, und die Methode für diese Untersuchung.“<sup>18</sup> Statt diese Aufforderung zu einer Fortführung ihres Werkes durch Historische Sozialforschung zu beherzigen, widmeten sich dann allerdings die meisten marxistischen Historiker vornehmlich seiner Exegese. Die Tendenz, von den ursprünglichen Formulierungen abweichende Befunde mehr oder weniger gewaltsam in die dogmatisierten Deutungsmuster des Historischen Materialismus einzupassen oder sie gar zu vernachlässigen, war keine gute Voraussetzung für die Entwicklung einer empirischen Erforschung sozialen Wandels. So ist es denn auch nicht verwunderlich, daß die fruchtbarsten Arbeiten marxistischer Historiographie von Autoren stammten, die sich nicht auf eine offizielle Parteilinie fixieren ließen oder nur locker mit dem „politischen Marxismus“ verbunden waren. Dies gilt ansatzweise selbst für den oft zum Parteihistoriker gestempelten Franz Mehring, der – in Übereinstimmung mit dem oben angeführten Engels-Zitat – im Historischen Materialismus zunächst eine „Methode“ sah und ihn nicht als „geschlossenes, mit einer endgültigen Wahrheit gekröntes System“ wertete.<sup>19</sup> Dies gilt eindeutiger noch für Arthur Rosenberg, der sich konsequent aus den Konstruktionszwängen des orthodoxen Marxismus löste.<sup>20</sup> Und dies gilt schließlich auch für Eckart Kehr, den hochverehrten Vorläufer einer sich als Emanzipationsinstrument verstehenden Historischen Sozialwissenschaft, der unter dem Einfluß von Marx und Weber stand, dessen eindeutig gesellschaftskritische Orientierung ihn aber eher der marxistischen Tradition zuordnet.<sup>21</sup> Das wichtigste Verdienst der marxistischen bzw. dem Marxismus nahestehenden Historiker war es, daß sie bei ihren Forschungen und Deutungen Wirtschaft, Gesellschaft und Politik im Zusammenhang behandelten. Selbst in großer Distanz zur etablierten Fachhistorie stehend, trugen sie auf diese Weise mit dazu bei, daß sich die Wirtschafts- und Sozialgeschichte nicht völlig von der Politikgeschichte löste und in eine spezialistische Isolation geriet.

Auf der Seite der sich allmählich als eigene Disziplin etablierenden Soziologie waren es vor allem die Arbeiten des 1924 gegründeten Frankfurter „Instituts für Sozialforschung“, in dem – seit Max Horkheimer 1930 die Leitung übernommen hatte – eine Gesellschaftsanalyse betrieben wurde, die ihre theoretisch-interpretativen Synthesen mit Blick auf „geschichtliche Bewegung und Umwelt“ entwickelte.<sup>22</sup> Sie kombinierte dabei die materialistisch-dialektische

<sup>18</sup> Engels an Sombart, 11.3.1895, MEW, S. 129.

<sup>19</sup> Gesammelte Schriften, hrsg. v. Th. Höhle u.a., Berlin 1961, Bd. 13, S. 316.

<sup>20</sup> Berding, Arthur Rosenberg, in: Deutsche Historiker, S. 157 ff.

<sup>21</sup> H.U. Wehler, Eckart Kehr, in: ebd., S. 111.

<sup>22</sup> H. Dubiel, Dialektische Wissenschaftskritik und interdisziplinäre Sozialforschung. Theorie- und Organisationsstruktur des Frankfurter Instituts für Sozialforschung (1930 ff.), in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 24 (1974), S. 243.



Methode mit den neuen Ansätzen der Psychoanalyse und versuchte auf diese Weise die These von der einseitigen Dependenz des Überbaus von der Basis durch eine Sozialpsychologie zu komplettieren. Wichtig für die nachfolgende Entwicklung war es, daß es der „Frankfurter Schule“ durch die Verlagerung des Instituts in die USA gelang, ihre institutionelle und personelle Kontinuität auch über die Jahre 1933 bis 1945 hinweg zu wahren. Damit etablierte sich ein Traditionsstrang, der seit Ende der 1960er Jahre auch auf die Fachhistorie zu wirken begann und die Formulierung des Programms einer Historischen Sozialwissenschaft mit beeinflusste. Die vermittelnde Persönlichkeit war Jürgen Habermas, dessen Arbeiten vor allem von Hans-Ulrich Wehler rezipiert und in den theoretischen Rahmen seiner Analysen des Kaiserreichs integriert wurden.

Demgegenüber wurde die Bedeutung von Norbert Elias, der vor 1933 Assistent am Institut für Sozialforschung gewesen war, erst mit großer Verzögerung erkannt, obwohl er deutlicher als die Exponenten der „Frankfurter Schule“ historisch orientiert ist und umfangreiche eigene Quellenstudien unternommen hat.<sup>23</sup> Für die lange Vernachlässigung seines Beitrages zur Entwicklung einer Historischen Sozialwissenschaft mag mitverantwortlich gewesen sein, daß er sich nach 1933 nicht nur institutionell vom Institut für Sozialforschung löste, sondern auch entschieden von den Positionen der „kritischen Theorie“ abrückte. Damit war er als Symbolfigur und Traditionsträger für eine als Instrument politischer Pädagogik gedachte Historische Sozialwissenschaft nicht mehr einzusetzen. Trifft diese Vermutung zu, dann wäre die späte Anerkennung von Norbert Elias als Symptom einer Neuorientierung der Zielsetzungen und des Problembewußtseins der heutigen Historischen Sozialforschung zu deuten.

## II. Die Etablierung einer Historischen Sozialforschung in Köln

Nachdem auf den vorangegangenen Seiten die Bedeutung der „Frankfurter Schule“ für die Formulierung des Programms einer Historischen Sozialwissenschaft herausgestellt wurde, wird sich der Leser zurecht fragen, wann denn nun und in welcher Weise Köln als Schauplatz einer „erneuten Begegnung von Geschichte und Soziologie“ für die Entwicklung der quantifizierenden Historischen Sozialforschung bedeutsam wurde. Ein wichtiger Impuls ging sicherlich von der Person Hans-Ulrich Wehlers aus, der 1968 bis 1970 in Köln lehrte und dessen beständig überfüllte Vorlesungen und Seminare das große Interesse der Studenten an dem Perspektivwechsel signalisierten, den eine sich zur Historischen Sozialwissenschaft umformende Historie eröffnete. Eine wachsende Zahl

---

<sup>23</sup> N. Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation*, 2 Bde, 2. Aufl., München 1969; ders., *Die höfische Gesellschaft. Eine Untersuchung zur Soziologie des Königtums und des Adels*, Neuwied 1969.

von Studenten begann die Verschränkung von Geschichte und Sozialwissenschaft auch in der Fächerwahl nachzuvollziehen. Dies vor allem, nachdem Sozialwissenschaften zum Prüfungsfach der Lehrerbildung wurde und sich mit dieser Kombination eine Berufsperspektive verbinden ließ. In Köln wurden die Studenten jedoch mit einer Soziologie konfrontiert, die sehr weit von dem Verständnis von Sozialwissenschaft entfernt ist, das den Arbeiten Hans-Ulrich Wehlers zugrunde liegt. Die „Kölner Schule“, die damals noch heftige Kontroversen mit ihrem Frankfurter Pendant ausfocht, war gekennzeichnet durch einen hohen Stand bei der Entwicklung und Anwendung der Methoden empirischer Sozialforschung, durch einen zunächst überwiegenden Gegenwartsbezug, durch die Zurückweisung solcher Positionen, die Wissenschaft unmittelbar als Instrument politischer Pädagogik einsetzen wollen, und durch eine wissenschaftstheoretische Konzeption, die sich eher an den Naturwissenschaften als an den Geisteswissenschaften orientiert. Die damals von Wehler vertretene Historische Sozialwissenschaft unterschied sich in allen diesen Punkten von der Forschungskonzeption der „Kölner Schule“. Sie ging kaum über den traditionellen Methodenkanon der Geschichtswissenschaft hinaus und verwendete quantitative Befunde nur vereinzelt und vorwiegend illustrativ, sie war – natürlich – historisch, sie verstand Wissenschaft als Instrument politischer bzw. sozialer „Emanzipation“ und sie beharrte auf einer Betrachtungsweise, die nicht auf (mehr oder weniger) konstante soziale Regelmäßigkeiten, sondern auf deren konkreten und spezifischen Gehalt im jeweiligen historischen Kontext gerichtet ist. Die beiden einzigen Berührungspunkte waren die Verwendung expliziter Theorien im Forschungsprozeß und die inhaltliche Orientierung an gesellschaftlichen Strukturen und Prozessen.

Dieses Nebeneinander zweier gegensätzlicher Konzeptionen von Sozialwissenschaft an einer Universität eröffnete damals den interessierten Studenten die faszinierende Perspektive, deren konkurrierende Wissenschaftsstile und Methodenrepertoires gewissermaßen in der Synopse wahrzunehmen, ohne daß deren Exponenten übrigens in eine direkte Diskussion eingetreten wären. Die Nähe der Positionen Wehlers zu den gesellschaftsreformerischen Tendenzen der 60er Jahre und frühen 70er Jahre sicherte ihm eine breite Zustimmung seiner Hörer. Daneben begann sich aber eine zunächst noch wenig sichtbare methodologische Kritik zu entwickeln, die sich vor allem an der Diskrepanz zwischen der beanspruchten Reichweite seiner theoretischen Aussagen und ihrer empirischen Fundierung entzündete. Denn gemessen an den Standards der empirischen Sozialforschung konnten seine Aussagen über gesellschaftlichen Strukturwandel, über kollektive Mentalitäten historischer Machteliten und über den Zusammenhang zwischen diesen beiden Untersuchungsebenen keine Gültigkeit beanspruchen. Generalisierende Aussagen wurden mit gewaltigen Zitatensystemen und mit Rückgriff auf das Urteil zeitgenössischer Autoritäten „belegt“ aber nicht systematisch „getestet“. Quantifizierende Methoden, die bei Aussagen über Kollektivphänomene eine angemessene wissenschaftliche Über-

prüfung ermöglichen, wurden – wenn überhaupt – nur zu illustrativen Zwecken eingesetzt. Die Übernahmen aus den systematischen Sozialwissenschaften beschränkten sich weitgehend auf Begriffe, Kategorien und Modelle ohne deren methodisch-empirischen Unterbau. Dieses Vorgehen erzeugte eine gewisse Beliebigkeit der Ergebnisse, die weder den methodischen Standards der empirischen Sozialforschung noch denen der traditionellen Historie entsprach. Wehler konnte sich dabei auch nicht auf die Praxis der „Frankfurter Schule“ berufen, die, bei unveränderten wissenschaftstheoretischen Positionen, seit Anfang der 70er Jahre eine Wendung zu einer stärker empirischen Orientierung vollzog.

Unter diesen Voraussetzungen war es die Kölner Soziologie – insbesondere vertreten durch Erwin K. Scheuch – und nicht die von Wehler ausgehende Historische Sozialwissenschaft, die der quantifizierenden Historischen Sozialforschung den in ihrer Anfangsphase so wichtigen intellektuellen und institutionellen Rückhalt gab. Daneben fand diese neue Forschungsrichtung eine bemerkenswerte Unterstützung bei den „traditionell“ orientierten Kölner Historikern. Eine „politische“ liegend aber tatsächlich unzutreffend: Die Entscheidung für einen quantifizierenden Ansatz korreliert – dies hat die nachfolgende Entwicklung eindeutig bewiesen – nicht mit politischen Präferenzen. Auf der Ebene von Daten, Befunden, Methoden und theoretischen Aussagen „mittlerer Reichweite“ gibt es in diesem Forschungsbereich eine problemlose Kommunikation selbst zwischen marxistischen und „bürgerlichen“ Wissenschaftlern, und eine „linke“ Universität wie die FU ist heute neben Köln die wichtigste Hochburg einer quantifizierenden Historischen Sozialforschung in Deutschland. Die Herstellung eines Diskussionszusammenhangs über ideologische Grenzen hinweg wäre damit die bedeutsamste und sicherlich von allen Beteiligten zu begrüßende „politische“ Implikation der Etablierung dieser Forschungsrichtung. Dies gilt übrigens in gleicher Weise für den wissenschaftlichen Austausch mit den Osteuropäischen Ländern.

Wenn wir feststellen können, daß die Unterstützung der Historischen Sozialforschung durch die „Kölner Schule“ aus einem wissenschaftlichen Interesse motiviert war, dann muß dies im Hinblick auf ihre Forschungsschwerpunkte und ihren wissenschaftstheoretischen Standort zu Beginn der 70er Jahre zunächst überraschen, denn damals beherrschte noch eindeutig eine gegenwartsorientierte und anwendungsbezogene Umfrageforschung das Feld, „Evolutionismus und Historismus“ wurden im von René König herausgegebenen Handbuch der Empirischen Sozialforschung zu „Todfeinden der Soziologie“ erklärt<sup>24</sup>, und die aus strukturell funktionalistischen Konzepten entwickelten Theorieansätze der Soziologie rechneten es sich geradezu als Verdienst an, ohne Raum-Zeit-Bezüge auszukommen. Und doch setzte gerade zu diesem

---

<sup>24</sup> G. Eisermann, Soziologie und Geschichte, in: R. König (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 4, 3. Aufl., Stuttgart 1973, S. 352.

Zeitpunkt eine Gegenbewegung ein, die zu einer „Wiederentdeckung“ der historischen Dimensionen gerade durch die empirische Sozialforschung führte. Ein Anstoß für diese Entwicklung war die Beobachtung, daß Variationen sozialer Sachverhalte nicht in jedem Fall und nicht ausschließlich als Folge gegenwärtiger Konstellationen erklärt werden können, sondern häufig ein „Nachhall“ der historischen Bedingungen in ihrer Formationsphase sind.<sup>25</sup> Eine Sozialforschung, die die Zeitdimension vernachlässigt, würde damit einen wichtigen Aspekt der Bewertung und Erklärung gegenwärtiger Phänomene außer acht lassen. Die Bereitstellung von Daten, die soziale Sachverhalte in historischer Tiefe erfassen, wurde damit zu einer wichtigen Aufgabe einer quantifizierenden Historischen Sozialforschung. Ein weiteres Motiv für das wiedererwachte Interesse der Soziologie an historischen Daten ist die Frage nach der Reichweite der von ihr auf der Grundlage von gegenwartsbezogenem Material formulierten theoretischen Aussagen. Dabei geht es um das Problem, wie „hart“ ihre Generalisierungen sind und ob sie dem Test einer Konfrontation mit Daten widerstehen können, die aus Zeugnissen des wirtschaftlichen, privaten und politischen Alltags der Vergangenheit gewonnen werden. Die Resultate derartiger Untersuchungen bestätigen vielfach den Verdacht, daß die Forschung bislang von unzulässigen Verallgemeinerungen ausgegangen ist.<sup>26</sup> Damit wird die Historische Sozialforschung zu einer Sonderform der vergleichenden Sozialforschung. Sie erweitert die Zahl der Beobachtungspunkte und die Variationsbreite der Daten über soziale Sachverhalte. Besonderen Wert erhält sie dadurch, daß sie Informationen über gesellschaftliche Konstellationen anbieten kann, über die eine gegenwartsbezogene Soziologie nicht verfügt: so z.B. über differenzierte Gesellschaften ohne elektronische Medien und entwickelte Verkehrssysteme, ohne die Erfahrungen zweier Weltkriege und ohne formalisierte Regelverfahren zur Bewältigung gesellschaftlicher und politischer Konflikte.

Damit verbunden ist die „Wiederentdeckung“ der Zeit als einer bedeutsamen Dimension sozialer Wirklichkeit. Seit Mitte der 60er Jahre hat die historisch-vergleichende Erforschung „gesamtgesellschaftlicher“ Entwicklungen einen großen Aufschwung genommen. Ein wichtiger Ausgangspunkt ist hier die Beschäftigung mit den Entwicklungsproblemen der Dritten Welt und die Suche nach Handlungsanweisungen für eine erfolgreiche „Modernisierungspolitik“. Dabei wird man sich zunehmend bewußt, daß die Untersuchung makrosoziologischer Fragestellungen eine historische Perspektive erfordert, denn sehr häufig liegen den Analysen der Probleme von Entwicklungsländern und den Prognosen ihrer weiteren Entwicklung viel zu einfache Annahmen über die

---

<sup>25</sup> Vgl. hierzu insbesondere die Arbeiten von S. Rokkan. Einen ersten Überblick gibt *Citizens, Elections, Parties*, Oslo 1970.

<sup>26</sup> Vgl. J.M. Clubb, *The „New“ Quantitative History: Social Science or Old Wine in New Bottles?*, in: J.M. Clubb/E.K. Scheuch (Eds.), *Historical Social Research*. Stuttgart, 1980, S. 13 ff.

Entwicklung der westlichen Gesellschaft zugrunde.<sup>27</sup> Damit gewinnt die historisch-sozialwissenschaftliche Analyse der „Modernisierung“ in den westeuropäischen Ländern neues Interesse. Dieses Interesse hat sich noch gesteigert, nachdem seit Ende der 60er Jahre Wirtschaftsläufe wieder zunehmend von zyklischen Prozessen bestimmt wurden. Auch in den Industrieländern konnten Prognosen nun nicht mehr aus linearen oder exponentiellen Fortschreibungen von Wachstumsraten abgeleitet werden, sondern die Abläufe und Bedingungen von Kontraktionsprozessen müssen mit einbezogen werden.<sup>28</sup> Dies ist aber nur möglich, wenn die Untersuchungszeiträume in größere historische Tiefe ausgedehnt werden. Schließlich weckt die aktuelle Verknappung und Verteuerung von Rohstoffen das Interesse an Untersuchungen darüber, wie Volkswirtschaften in der Vergangenheit mit derartigen Problemen fertig wurden, auf welche Weise sich technische Innovationen durchsetzen bzw. durchgesetzt wurden und welche sozialen Implikationen kurzfristige Veränderungen grundlegender ökonomischer Bedingungen hatten. Vor allem diese Untersuchungen machen deutlich, daß Historische Sozialforschung auch einen unmittelbaren Anwendungsbezug haben kann.

Neben dieser thematischen Neuorientierung der Soziologie im Sinne einer verstärkten Berücksichtigung zeitlicher Bezüge wurden vor allem methodische Berührungspunkte zu einem Anstoß für ihr wieder erwachtes Interesse an der Historie. Ein entscheidender Umstand war hier die „Diversifikation der Datenbasen in der gegenwärtigen Soziologie“.<sup>29</sup> Viele Soziologen teilen heute ein Unbehagen über die begrenzte Reichweite und schwindende Genauigkeit von Umfragen, dem nach dem Krieg eindeutig dominierenden Erhebungsverfahren der empirischen Sozialforschung. So interessieren in der Soziologie zunehmend Problemformulierungen, die eine Kombination von Verfahren der Datensammlung erfordern. Dieser Orientierung entspricht ein steigendes Interesse an Mehrebenenanalysen, die nicht mehr ausschließlich auf der Basis von Umfragedaten durchgeführt werden (können). Die Grenzen von Kausalerklärungen mit Interviewdaten, die gerade mit der Verfügbarkeit von Großrechnern und nach routinemäßiger Verwendung von früher esoterischen statistischen Operationen deutlicher werden, sind hier ein wichtiger Faktor. Eine Reaktion hierauf ist die verstärkte Nutzung von Daten öffentlicher und Verwaltungen, die im Rahmen ihrer Tätigkeit und nicht nur zum Zweck wissenschaftlicher Auswertung gesammelt wurden bzw. werden.<sup>30</sup> Mit einigen Einschränkungen kann man diese Formulierung als eine sozialwissenschaftliche Definition von „Akten“

<sup>27</sup> P. Flora, *Quantitative Historical Sociology*, The Hague u. Paris 1977.

<sup>28</sup> Vgl. hierzu die Beiträge in dem Sammelband von W.H. Schröder u. R. Spree (Hrsg.), *Historische Konjunkturforschung*, Stuttgart 1981.

<sup>29</sup> E.K. Scheuch, *Die wechselnde Datenbasis der Soziologie – Zur Interaktion zwischen Theorie und Empirie*, in: P.J. Müller (Hrsg.), *Die Analyse prozeß-produzierter Daten*, Stuttgart 1977, S. 22.

<sup>30</sup> Vgl. P.J. Müller, Vorwort, in: *Die Analyse prozeß-produzierter Daten*, S. 1 f.

verstehen. Damit erschließt die empirische Sozialforschung unter ihren Fragestellungen das klassische Quellenmaterial der Historiker. Dies geschieht zwar nicht mit den hermeneutisch-philologischen Verfahren der Geschichtswissenschaft, sondern mit den Instrumenten der quantifizierenden Dokumenten- und Inhaltsanalyse, aber die Erkenntnisse der Quellenkritik über die Abbildungsqualität und die systematischen Verzerrungen „fremderhobener“ Daten sind ein wichtiges Hilfsmittel zur Bewertung und Interpretation der auf diese Weise gewonnenen Informationen. Heute ist es keineswegs mehr ungewöhnlich, daß in rechtssoziologischen, kriminologischen oder organisationssoziologischen Arbeiten Autoren wie Eduard Bernheim und Ahasver von Brandt zitiert werden. Auf der anderen Seite greift eine quantifizierende historische Sozialforschung auf die Erfahrungen der empirischen Sozialforschung bei der standardisierten Erhebung von „Massendaten“ zurück.<sup>31</sup> Dieser wechselseitige Austausch auf der Ebene von Datenbasen und Methoden wurde zum wichtigsten Feld der Zusammenarbeit von Historikern und Soziologen. Die Formulierung einer „sozialwissenschaftlichen Quellenkritik“ ist ein erster Ansatz zur Integration des in beiden Disziplinen erreichten Wissenstandes über die Eigenschaften von Akten und ähnlichen Zeugnissen von Verwaltungshandeln.

Der zunehmend intensive interdisziplinäre Austausch zwischen Historikern und Soziologen führte 1975 zur Gründung der „Arbeitsgemeinschaft für Methoden und Quantifizierung in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung“ (QUANTUM) durch 7 Doktoranden und Assistenten der Universität Köln. Vorausgegangen war eine informelle Gesprächsrunde, in der die Beteiligten auf der Grundlage ihrer eigenen Forschungsarbeiten eine Verknüpfung von sozialwissenschaftlichen und historischen Methoden und Fragestellungen diskutiert hatten. Nachdem über erste rudimentäre Beratungsleistungen immer häufiger Forscher anderer Hochschulen in diesen Austausch einbezogen wurden, schien es sinnvoll, eine „Hilfseinrichtung“ zu gründen, die Dienstleistungen für die quantifizierende Historische Sozialforschung kontinuierlicher und umfassender bereitstellen konnte, als dies auf der Grundlage eher privater Verbindungen möglich war. Die folgenden Jahre brachten ein schnelles Anwachsen der Mitgliederzahlen von QUANTUM auf heute über 500, davon etwa die Hälfte aus dem Ausland. Der „Organisationsgrad“ der quantitativ arbeitenden historischen Sozialforscher dürfte in der Bundesrepublik und im deutschsprachigen Ausland heute bei ca. 70% liegen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß ca. 1/3 der Mitglieder juristische Personen sind. Die Kontakte zu und zwischen den Mitgliedern laufen über „Korrespondenten“ (lokale Vertreter in allen größeren Universitätsstädten) und die QUANTUM-ACTION-GROUPS (Arbeitsgruppen mit thematischen Schwerpunkten wie Demographie, Wirt-

---

<sup>31</sup> Best, Analysis of Content and Context of Historical Documents – The Case of Petitions to the Frankfurt National Assembly 1848/49, in: J.M. Clubb/E.K. Scheuch (Eds.), Historical Social Research, S. 244-263.

schaftsgeschichte, politische Partizipation, Didaktik historischer Sozialforschung usw.). Die Arbeit von QUANTUM wird mit Ausnahme der regelmäßigen Konferenzen und Tagungen ausschließlich über die Mitgliedsbeiträge finanziert und durch ehrenamtliche Tätigkeit getragen. Enge Kontakte bestehen zur amerikanischen Social Science History Association, mit der 1977 die bisher größte internationale Konferenz im Bereich der historischen Sozialforschung veranstaltet wurde. Seit Anfang 1981 ist QUANTUM das Sekretariat der „International Commission for the Application of Quantitative Methods in History“ im Rahmen des Welthistorikerverbandes. Die Konstituierung von QUANTUM als Mitgliederverband konnte die Infrastrukturprobleme der rasch expandierenden historischen Sozialforschung allerdings nur zum Teil lösen: Daueraufgaben wie Datenarchivierung, die individuelle Beratung, die Durchführung von Sommerschulen, die Herausgabe der jährlichen Fachdokumentation „Historische Sozialforschung 19.“ und die Methodenentwicklung ließen sich nicht im Rahmen der Organisationsstrukturen eines „freien Vereins“ realisieren. Deshalb wurde 1977 vom QUANTUM-Vorstand das „Zentrum für historische Sozialforschung“ gegründet, das nach Serviceaufgaben in Abteilungen gegliedert ist und weitgehend durch öffentliche Mittel finanziert wird.

Für die erfolgreiche Etablierung einer quantifizierenden Historischen Sozialforschung in der Bundesrepublik war das kooperative Zusammenwirken der beteiligten Disziplinen und die enge Orientierung an der Forschungspraxis von entscheidender Bedeutung. So konnte vermieden werden, was den entsprechenden Vorgang in den USA kennzeichnet: Eine Polarisierung der Forschung in ein Lager der „Quantifizierer“ und der „Nicht-Quantifizierer“, die sich in polemische Kontroversen verstrickt haben und sich gegenseitig die „Wissenschaftlichkeit“ bzw. „Fruchtbarkeit“ ihrer Arbeit absprechen.<sup>32</sup> Hierzulande ist eher eine Haltung verbreitet, die sich in den Satz fassen läßt: „Erlaubt ist, was dem Erkenntnisfortschritt dient“, und den Erkenntnisfortschritt kann von der Biographie großer Männer bis zur Computersimulation kollektiver Entscheidungskalküle jede historische Forschung fördern, die den Qualitätsansprüchen ihres jeweiligen wissenschaftlichen Bezugsfeldes entspricht. Es bleibt zu hoffen, daß sich an dieser Situation eines arbeitsteiligen Pluralismus auch in Zukunft nichts ändert.

---

<sup>32</sup> Vgl. u.a. die Beiträge in A.G. Bogue u. J.M. Clubb (Eds.), *History and the Social Sciences: Progress and Prospects*, *American Behavioral Scientist* 21 (1977).

### III. Die Abgrenzung von Sozialgeschichte, Strukturgeschichte, Historischer Sozialwissenschaft und Historischer Sozialforschung

Pluralismus bedeutet aber natürlich nicht Abwesenheit von Kontroversen und Differenzierungen. Der Verzicht auf die Abgrenzung und Diskussion unterschiedlicher wissenschaftlicher Standorte wäre im Endeffekt genau so paralyisierend wie das Ausfechten polemischer „Vernichtungsschlachten“ zwischen unversöhnlichen Lagern. In dieser Hinsicht ist es für die Situation der Bundesrepublik kennzeichnend, daß sich die im weitesten Sinne als „Gesellschaftsgeschichte“ verstehende Forschung heute in unterschiedlichste Schulen und Denkrichtungen differenziert hat. Diese Prozeß kommt auch in einer Inflation der Begriffe zum Ausdruck. Die vier am häufigsten gebrauchten und hier zum Teil schon eingeführten Termini sind: Sozialgeschichte, Strukturgeschichte, Historische Sozialwissenschaft und Historische Sozialforschung. Ich werde im folgende versuchen, die mit diesen Begriffen verbundenen Forschungseinrichtungen kurz zu kennzeichnen, ohne daß hier auf Sonderformen, Zwischenstufen und Überschneidungen eingegangen werden könnte. Die Reihung der Begriffe folgt in etwa der zeitlichen Abfolge, in der sie in die Fachwissenschaft eingeführt wurden; zugleich vollzieht sie den Prozeß der wachsenden Annäherung an die Forschungslogik und die methodischen Standards der systematischen Sozialwissenschaften nach.

*Sozialgeschichte* wurde von Werner Conze allgemein definiert als „Geschichte der Gesellschaft, genauer: der sozialen Strukturen, Abläufe, Bewegungen“.<sup>33</sup> Diese sehr globale Bestimmung erlaubt allerdings noch keine klare Abgrenzung zu den anderen hier zu diskutierenden Ansätzen. Eine eindeutige Unterscheidung läßt sich aus der inhaltlichen Orientierung der Sozialgeschichte ableiten: Das traditionelle Forschungsfeld der Sozialgeschichte ist Gesellschaft unter Ausklammerung der Politik, oder – wie es George M. Trevelyan klassisch formulierte –: „the history of a people with the politics left out“.<sup>34</sup> Mit Blick auf die deutsche Forschungsszene vor dem Zweiten Weltkrieg ließe sich diese Abgrenzung sogar noch enger fassen: Hier war Sozialgeschichte zunächst die „Geschichte der sozialen Frage“. Der zweite Unterschied liegt in der Methode und der Forschungskonzeption. Werner Conze stellte noch gegen Ende der 60er Jahre fest: „Die Arbeitsweise der Sozialgeschichte ist durch die in der Geschichtswissenschaft allgemeingültige historisch-kritische und historisch-verstehende Methode gekennzeichnet“.<sup>35</sup> An beiden Abgrenzungspunkten

---

<sup>33</sup> W. Conze, Sozialgeschichte, in: H.-U. Wehler (Hrsg.), *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, 3. Aufl., Köln u. Berlin 1970, S. 19

<sup>34</sup> M. Trevelyan, *Illustrated English Social History*, New York 1962, zuerst erschienen 1944, S. XI.

<sup>35</sup> W. Conze, *Sozialgeschichte*, S. 25.



setzte aber bereits zu diesem Zeitpunkt die Fortentwicklung ein. Zunächst und mit größerem Nachdruck geschah dies in Form einer Ausweitung des inhaltlichen Geltungsbereichs der Sozialgeschichte. So betonte Werner Conze, daß Sozialgeschichte nicht minder als die Geschichte der Ereignisse und Entscheidungen „politische“ Geschichte sei.<sup>36</sup> In ähnlicher Weise kennzeichnete sie Hans Mommsen in Anlehnung an Otto Brunner als eine „allgemeine Betrachtungsweise“, die auf den „inneren Bau, die Struktur der menschlichen Verbände“ gerichtet sei.<sup>37</sup>

Mit dem Begriff „Struktur“ ist das Stichwort gefallen, das der folgenden Diskussion die Richtung geben sollte. Das in Frankreich von Fernand Braudel vorgeschlagene und in vielen Beiträgen der Zeitschrift *Annales* weiterentwickelte Konzept einer „histoire des structures“ (*Strukturgeschichte*) beinhaltet – ohne Eingrenzung auf bestimmte Bereiche geschichtlicher Wirklichkeit – die Rekonstruktion von historischen „Verhältnissen“ und „Zuständen, von überindividuellen Entwicklungen und Prozessen.“<sup>38</sup> Damit verbunden war vielfach die Forderung nach einer Erfassung des gesamtgeschichtlichen Prozesses in seinem synchronen wie diachronen Zusammenhang. Auf „klassische Weise wurde dieses anspruchsvolle Programm in Fernand Braudels Werk „La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philip II“ verwirklicht. Aber gerade an den Ansätzen zu einer „histoire totale“, die eine Gesamtdarstellung von Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur großer Räume über lange Zeiträume hinweg versuchen, werden auch die spezifischen Schwächen einer „Strukturgeschichte“ erkennbar: Es zeigte sich, daß eine „scharfe Trennung von Strukturen und Nicht-Strukturen (Ereignisse, Entscheidungen und Handlungen) in der Geschichte sowohl theoretisch-begrifflich wie auch in der Praxis historischer Arbeit äußerst schwierig und problematisch“ ist.<sup>39</sup> Eine weitere Schwäche strukturgeschichtlicher Ansätze ist die Beliebigkeit bei der Auswahl und „Montage“ von Fakten zu integralen Gesamtdarstellungen. Das Problem ist, daß der

strukturgeschichtliche Ansatz als solcher keine inhaltliche Theorie zur Verfügung hat, die die Auswahl der relevanten Fakten ermöglichen, Hypothesen zur Interdependenz zwischen Wirtschaft, Politik und anderen Wirklichkeitsbereichen bereitstellen sowie die kausalen und funktionalen Beziehungen zwischen den einzelnen Momenten der zu untersuchenden historischen Wirklichkeit und die wichtigsten Veränderungskräfte hypothetisch und überprüfbar identifizieren würde.<sup>40</sup>

Polemisch wird dieses Vorgehen gelegentlich als „Sandwich-Methode“ und „Schubladen-Historie“ kritisiert. Es liefert bestenfalls brillante Beschreibungen

---

<sup>36</sup> Ebd., S. 24.

<sup>37</sup> H. Mommsen, Sozialgeschichte, in: *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, S. 34.

<sup>38</sup> Kocka, Sozialgeschichte, S. 70 f.

<sup>39</sup> Ebd., S. 73.

<sup>40</sup> Ebd., S. 79.

von zum Teil hoher literarischer Qualität, während die Stringenz und Reichweite der Erklärungen weit dahinter zurückbleiben.

An diesem Punkt führt das Programm der Historischen *Sozialwissenschaft* über die Strukturgeschichte hinaus: „Wesentlichen Anteil an der Entwicklung zur Historischen Sozialwissenschaft hat die wachsende Einsicht in die vielberufene 'Theoriebedürftigkeit' der Geschichtswissenschaft“.<sup>41</sup> Dabei wird fast ausschließlich auf die Theorieleistungen der systematischen Sozialwissenschaften zurückgegriffen. Das geschieht überwiegend in der Weise, daß einzelne Begriffe, Kategorien und Modelle in die historischen Argumentationszusammenhänge eingebaut werden. Dabei wird der Anspruch an die Reichweite und Erklärungskraft theoretischer Aussagen weit zurückgenommen: Die Historische Sozialwissenschaft zielt auf „Veränderungen in der historischen Zeit unter je spezifischen Umständen“<sup>42</sup>, und nicht auf zeitübergreifende Gesetzmäßigkeiten. So ist auch die Definition von Historischer Sozialwissenschaft als „Wissenschaft von der Veränderung des Menschen und seiner gesellschaftlichen Verhältnisse in der Zeit“<sup>43</sup> zu verstehen. Die theoretischen Aussagen der Historischen Sozialwissenschaft sind damit ganz überwiegend „ad hoc-Theorien“, d.h.

Hypothesen, die ausschließlich dazu dienen, die vorliegenden (begrenzten) Regelmäßigkeiten auf einen Zusammenhang von theoretischen Sätzen zu bringen, ohne daß diese in weitere Zusammenhänge integriert wurden, noch ohne daß sie in ihrem Geltungsbereich auf weitere Räume oder Zeiten angewandt wurden.<sup>44</sup>

Der Anspruch der Exponenten Historischer Sozialwissenschaft „Theorien mittlerer Reichweite“ zu formulieren, beruht demgegenüber m. E. auf einem Mißverständnis über den Charakter derartiger Aussagensysteme.

Um eine ad-hoc-Theorie zu einer Theorie mittlerer Reichweite auszudehnen, müßte die behandelte Serie von Invarianten und Regelmäßigkeiten mit anderen vergleichbaren Invarianten konfrontiert werden, anders in Raum und Zeit. Das wird dann entweder zu einer einheitlichen Theorie mittlerer Reichweite führen oder zu einer typologischen Differenzierung ..., so daß dann die Entwicklung einer Theorie von höherem Abstraktionsgrad nötig wird, die die verschiedenen Typen gleichermaßen umfaßt und erklärt.<sup>45</sup>

---

<sup>41</sup> R. Rürup, Zur Einführung, in: ders. (Hrsg.), *Historische Sozialwissenschaft*, Göttingen 1977, S. 8.

<sup>42</sup> Ebd.

<sup>43</sup> W. Schulze, *Soziologie und Geschichtswissenschaft. Einführung in die Probleme der Kooperation beider Wissenschaften*, München 1974, S. 188.

<sup>44</sup> R. König, Grundlagenprobleme der modernen soziologischen Forschungsmethoden (Modelle, Theorien, Kategorien), in: *Sozialwissenschaft und Gesellschaftsgestaltung – Festschrift für Gerhard Weisser*, Berlin 1963, S. 26.

<sup>45</sup> Ebd., S. 30.

Dieses Vorgehen wäre aber, wenn man die Vertreter der Historischen Sozialwissenschaft beim Wort nimmt, „unhistorisch“ und damit zurückzuweisen. Wenn es auch wünschenswert ist, daß die Historische Sozialwissenschaft schärfer als bisher ihre Theorieansprüche bestimmt, so ist die Verwendung von ad-hoc-Theorien selbst legitim und fruchtbar. Auch die Empirische Sozialforschung greift überwiegend auf Aussagen dieses Typs zurück, deren begrenzte Erklärungskraft offenbar in der Mehrzahl der Fälle für die jeweiligen Forschungszwecke ausreicht. Bedenklicher „ist die in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung häufige Übernahme einzelner Begriffe und Kategorien der Soziologie, losgelöst von ihren theoretischen Zusammenhängen. Auf diese Weise wird Terminologie zum Jargon, der eher verwirrt als erhellt. Ähnlich problematisch ist ein Gebrauch von Theorie, bei dem "Erklärungen" nachträglich an die Befunde „herangetragen“ werden. Dieses induktive Vorgehen bedingt eine gewisse Beliebigkeit, denn beobachteten „Wirkungen“ kann eine theoretisch unendliche Zahl von „Ursachen“ zugeordnet werden und ein logischer Schluß von der Beobachtung zu theoretischen Aussagen ist nicht möglich.“<sup>46</sup> Die hieraus abzuleitende Forderung nach einer theoretischen Forschung werde ich an anderer Stelle ausführlicher begründen. Die schwerwiegendste Kritik richtet sich gegen die methodische Praxis der Historischen Sozialwissenschaft. Zwar wird von ihren Vertretern eine Verbindung von „historisch-hermeneutischen“ und „sozialwissenschaftlich-analytischen“ Methoden gefordert<sup>47</sup>, doch ist eine systematische Integration beider Vorgehensweisen noch nicht gelungen, und es ist sehr fraglich, ob sie angesichts der entgegengesetzten Forschungslogik beider Verfahren jemals gelingen wird. Bestenfalls sind Annäherungen möglich, wenn man z.B. die sozialwissenschaftliche Inhaltsanalyse von Texten als ein Instrument „quantifizierender Hermeneutik“ einsetzt und die auch der empirischen Sozialforschung immanente „verstehende“ Komponente stärker betont. In der Praxis geht die Historische Sozialwissenschaft aber nur selten über hermeneutische Vorgehensweisen hinaus und quantitative Methoden werden nur vereinzelt und vorwiegend illustrativ eingesetzt. Dies führt aber – worauf schon hingewiesen wurde – zu einer Diskrepanz zwischen der angestrebten Reichweite theoretischer Aussagen über gesellschaftliche Sachverhalte in der Vergangenheit und ihrer empirischen Fundierung.

An diesem Punkt setzte die Fortentwicklung der Historischen Sozialwissenschaft zur Historischen Sozialforschung ein. Allgemein läßt sich Historische Sozialforschung definieren als die theoriengeleitete Erforschung sozialer Sachverhalte in zeitlicher Tiefe mit gültigen Methoden, wobei hier unter Gültigkeit die Entsprechung zwischen der Reichweite der Forschungsoperationen und der Reichweite theoretischer Aussagen verstanden wird. Diese Art von Forschung

<sup>46</sup> H.v. Alemann, Der Forschungsprozeß. Eine Einführung in die Praxis der empirischen Sozialforschung, Stuttgart 1977, S. 25.

<sup>47</sup> Rürup, Historische Sozialwissenschaft, S. 7

ist weder „neo-positivistisch“<sup>48</sup>, denn sie geht von theoretischen Aussagen aus, noch bedeutet sie einfach eine Ausweitung der Empirischen Sozialforschung in die Vergangenheit, denn die Eigenschaften historischer Daten und die Erfordernisse an Theorien, die gesellschaftliche Sachverhalte in historischer Tiefe erfassen, unterscheiden sich in vieler Hinsicht von einer gegenwartsbezogenen Soziologie. Das Verhältnis von Empirischer und Historischer Sozialforschung läßt sich kennzeichnen als die Übernahme der methodischen *Standards* der empirischen Sozialforschung (nicht unbedingt der Methoden selbst!) durch die Historische Sozialwissenschaft. Da wir es in der Historischen Sozialforschung weit überwiegend mit Kollektivphänomenen zu tun haben, impliziert die Übernahme dieser Standards den Einsatz quantifizierender Methoden,

#### IV. Theoriengesteuerte Anwendung quantitativer Methoden in der Historischen Sozialforschung

Die quantifizierende Historische Sozialforschung folgt einer Strategie des Forschungsprozesses, die

- 1) durch theoretische Annahmen gesteuert wird und
- 2) auf die Bestätigung möglichst allgemeiner Gesetzaussagen zielt.

Ein Blick auf die Praxis der quantifizierenden Geschichtsforschung macht deutlich, daß die erstgenannte Vorentscheidung keineswegs selbstverständlich ist. Quantifizierung wird nicht notwendigerweise mit Konzeptualisierung und theoretischer Orientierung verbunden, wie sie für die Empirische Sozialforschung heute weitgehend verbindlich sind. Von vielen Anwendern wurde und wird Quantifizierung eher als eine Weiterentwicklung grundlegender Verfahren traditioneller Geschichtsforschung gesehen, eine Weiterentwicklung, die darauf zielt, die alte historiographische Forderung zu erfüllen, daß das gesamte Quellenmaterial und alle verfügbaren Interpretationsmöglichkeiten genutzt werden müssen, um eine möglichst detaillierte, vollständige und objektive Kenntnis vergangener Sachverhalte zu gewinnen. Der Computer wäre damit ein Instrument zur Rekonstruktion vergangener Wirklichkeit, „wie sie wirklich gewesen ist“, gewissermaßen eine Zeitmaschine zur Verdoppelung historischer Realität. Dahinter verbirgt sich eine zumeist implizite methodologische Annahme: Verständnis von historischen Ereignissen, Prozessen und Personen könne erreicht werden durch die Berücksichtigung aller als relevant erkannten Quellen. Ein bezeichnender Ausdruck dieser Auffassung ist es, daß die EDV in den ersten deutschen Publikationen zum Thema als neue Hilfswissenschaft eingeführt

---

<sup>48</sup> Kocka, Sozialgeschichte, S. 84.

wurde, die lediglich die Funktion habe, die Kapazität der Historie zur Verarbeitung von Massenquellen zu erweitern.<sup>49</sup>

Sehr bald stellte sich dann jedoch heraus, daß die größere Kapazität und Flexibilität elektronischer Datenverarbeitung den Forschungsprozeß in eine Richtung veränderte, die von vielen Anwendern weder gewollt noch erwartet worden war: Die Auswahl einer Datenbasis mit angemessener Indikatorenqualität, die Notwendigkeit, das Material im Vorfeld der Datenverarbeitung in z.T. rigider Weise vorzuklassifizieren, und schließlich die Auswahl angemessener statistischer Analyseverfahren machten es erforderlich, eine entsprechende Konzeptualisierung der beobachteten historischen Prozesse und Phänomene an den Beginn des Forschungsprozesses zu stellen. Ein Verzicht auf Theorie würde sehr unmittelbar die Qualität der Forschung beeinträchtigen, denn die gesammelten Fakten können nicht gleichzeitig die Informationen mitliefern, nach welchen Kriterien eine Auswahl, Klassifikation und Verknüpfung unter ihnen vorzunehmen ist. Das Postulat einer theorieunabhängigen Tatsachenbasis steht damit im Widerspruch zu wesentlichen Prämissen quantifizierender Vorgehensweisen. Ein Sachverhalt, der in die prägnante Formel gefaßt wurde, „es gibt kein Messen ohne Theorie“.<sup>50</sup>

Damit wird nun der immer noch übliche Gang des historischen Forschungsprozesses umgekehrt. Theorie ist nicht mehr der nur zögernd angestrebte und häufig nie erreichte Endpunkt positivistischer Faktensammlung, sondern wird zum Ausgangspunkt des Erkenntnisprozesses. Es wird also nicht mehr von Beobachtungstatsachen auf Gesetzesaussagen oder Hypothesen geschlossen, sondern es werden umgekehrt theoretische Sätze mit der Realität konfrontiert. Anders ausgedrückt an die Stelle des wissenschaftstheoretischen Modells der Induktion tritt das der Deduktion; eine unvermutete Eigendynamik einer zunächst in vielen Fällen unreflektiert übernommenen Technologie, die manche Anwender in die undankbare Situation des „Zauberlehrlings“ versetzte, der die Geister, die er rief, nun nicht mehr los wird. Ein weiterer Aspekt der wissenschaftstheoretischen Vorentscheidungen einer quantifizierenden Historischen Sozialforschung ergibt sich aus der Maxime, daß es das Ziel des Erkenntnisprozesses sei möglichst allgemeine Gesetzesaussagen zu formulieren. Auch diese Vorentscheidung ist keineswegs selbstverständlich oder unbestritten. Die Auffassung, daß im historischen Bereich keine Gesetzesaussagen wie in den Naturwissenschaften möglich seien, ist für einen großen Teil der Historiker unverändert verbindlich. Begründet wird diese Auffassung unter anderem damit, daß menschliches Handeln und folglich auch jede historische Erscheinung Symbolcharakter habe, aufgrund von Intentionen existiere und durch

---

<sup>49</sup> C. A. Lückerrath, Prolegomena zur elektronischen Datenverarbeitung im Bereich der Geschichtswissenschaft, in: Historische Zeitschrift 20 (1968), S. 265-296.

<sup>50</sup> M. Drake u. P. Hammerton, Exercises in Historical Sociology, Walton Hall 1974, S. 12.

Entstehung und Wirkungsgeschichte stets mit anderen historischen Phänomenen verbunden sei.<sup>51</sup>

Es war der deutsche Philosoph Windelband, der zu Ausgang des 19. Jahrhunderts die sich hier gegenüberstehenden wissenschaftstheoretischen Positionen systematisch voneinander abgegrenzt hat. Seine Definition eines *nomothetischen* und eines *ideographischen* wissenschaftlichen Denkens besitzt noch heute Bedeutung für die wissenschaftstheoretische Diskussion.<sup>52</sup> Während Windelband diese Unterscheidung auf die Bereiche der Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften angewandt sehen wollte, in dem Sinne, daß Naturwissenschaften nomothetischen Charakter haben, während Geisteswissenschaften oder allgemein „Humanwissenschaften“ ideographischen Charakter haben, setzte im Verlauf der weiteren Entwicklung eine zunehmende „Vernaturwissenschaftlichung“ der Gesellschaftswissenschaften ein. Heute ist der „Newtonsche Gesetzestyp“ auch für weite Bereiche der Soziologie das verbindliche Erkenntnisziel. Bestimmend für diese Entwicklung war die Maxime der „Einheit der Erfahrungswissenschaften“, deren prominenteste Vertreter Hempel und Popper sind: Ist Wissenschaft auf Wahrheit ausgerichtet und Wahrheit ungeteilt, gibt es auch die Einheit der wissenschaftlichen Anstrengungen, diese Wahrheit zu erkennen.<sup>53</sup> Das Ziel des Erkenntnisprozesses kann dann nicht darin liegen, bestenfalls theoretische Begriffe und Strukturtypen zu entwickeln und anzuwenden (womit sich auch viele traditionell orientierte Historiker einverstanden erklären könnten), sondern Gesetzesaussagen zu formulieren und zu überprüfen. Wobei unter Gesetzesaussagen verstanden werden „streng universelle naturnotwendige (d.h. nomologische) Behauptungen über konstante Verbindungen wenigstens zweier Ereignisklassen“.<sup>54</sup>

Namhafte Vertreter der Geschichtswissenschaft haben diese Entwicklung für ihre eigene Disziplin entschieden zurückgewiesen. Dies nicht ohne Grund: Besonders diskreditierend für eine historische Gesetze unterstellende Geschichtswissenschaft wirkte der oberflächliche und stark ideologisch vorgeprägte Geschichtsdeterminismus des 19. Jahrhunderts, der z.B. den vorläufigen

---

<sup>51</sup> P.Ch. Ludz u. H.-D. Rönsch, Theoretische Probleme empirischer Geschichtsforschung, in: Th. Schieder u. K. Gräubig (Hrsg.), Theorieprobleme der Geschichtswissenschaft, Darmstadt 1977, S. 63.

<sup>52</sup> Windelband formulierte: „Die Erfahrungswissenschaften suchen in der Erkenntnis des Möglichen entweder das Allgemeine in der Form des Naturgesetzes oder das Einzelne in geschichtlich bestimmter Gestalt; sie betrachten zu einem Teil die immer gleichbleibende Form, zum anderen den einmaligen, in sich bestimmten Inhalt des wirklichen Geschehens. Die einen sind Gesetzeswissenschaft, die anderen Ereigniswissenschaft; jene lehren, was immer ist, diese was einmal war. Das wissenschaftliche Denken ist in einem Fall nomothetisch, im anderen Fall ideographisch“. W. Windelband, Präludien, Aufsätze und Reden zur Einführung in die Philosophie, 4. erw. Aufl., Bd. 2, Tübingen 1911, S. 145.

<sup>53</sup> B. Giesen u. M. Schmidt, Erklärungsprobleme in den Sozialwissenschaften, in: dies. (Hrsg.), Theorie, Handeln und Geschichte, Hamburg 1975, S. 13

<sup>54</sup> Ebd., S. 14.

Erfolg der kleindeutschen Reichsgründung als historisches Gesetz und als *raison d'être* des preußischen Staates verstand. Aus der Sichtweise des so prädisponierten Betrachters schien der Gang der deutschen Geschichte naturnotwendig auf dieses Endziel hinzulaufen und die Aufgabe Preußens, die Einigung Deutschlands zu bewerkstelligen, bereits in seiner grauen Frühzeit angelegt. Inzwischen sind die Abirrungen der borussischen Historiographie selbst zur historischen Reminiszenz geworden, ebenso wie übrigens der naive Evolutionismus des 19. Jahrhunderts für die Sozialwissenschaften. Daß es unzulässig ist, von den historischen „Resultaten“ rückblickend Kausalketten mit Gesetzescharakter zu konstruieren, dürfte heute eigentlich unbestritten sein. „Theorien mittlerer Reichweite“ und „induktiv statistische Aussagen“, die heute von einer quantitativen Historischen Sozialforschung angestrebt werden, unterscheiden sich grundlegend sowohl von den vermeintlichen historischen Gesetzen, wie sie in unserem Beispiel behauptet wurden, wie von den nomologischen Gesetzen, die von den Vertretern des methodologischen Rigorismus gefordert werden.

Ein weiterer Aspekt, der hier erwähnt werden sollte, ist die Frage nach der tatsächlichen Theorielosigkeit einer sich selbst als atheoretisch etikettierenden Geschichtsforschung. Gegen sie wurde, wie ich meine zurecht, eingewandt, daß auch eine narrative und assoziative Geschichtsdarstellung implizit oder latent theoretisch ist. Dies zumindest in zweierlei Hinsicht:

- 1) wird die Relevanz der berichteten Sachverhalte für das behandelte Thema unterstellt (Relevanzprinzip),
- 2) läßt sich der Gang der Erzählung selbst als eine fortgesetzte Kausalkette, als ein Geflecht von Zusammenhängen betrachten.

Dieser Sachverhalt wird in der Diskussion gelegentlich als das „Paradigma des geschichtlichen Zusammenhangs“ gekennzeichnet. Zugrunde liegen diesem Paradigma theoretische Annahmen im weitesten Sinne. Sie lassen sich auf der allgemeinsten Ebene kennzeichnen durch Kategorien wie Determinismus, Kausalität, Zufall und Freiheit; im Hinblick auf die Antriebskräfte des Geschichtsprozesses durch Agenzien und Akteure wie Ideen, große Männer, göttliches Wirken, sittliche Mächte, Klima, Geographie und schließlich durch die sozialen und ökonomischen Zustände; im Hinblick auf Verlaufsformen historischer Prozesse durch Prozeßkategorien wie Irreversibilität der Entwicklung, Wiederkehr des Gleichen, Fortschritt und Stufenlehren. Die meisten dieser Paradigmen bleiben bei der Formulierung von Zusammenhängen unausgesprochen. Dennoch sind sie präsent und strukturieren Ereignisdarstellungen und den Nachweis von Zusammenhängen in historischen Arbeiten.<sup>55</sup> Der Unterschied zwischen einer Geschichtsforschung mit theoretischem Anspruch und narrativ orientierter Geschichtsschreibung besteht dann zunächst in der *Expliztheit* der

---

<sup>55</sup> Ebd., S. 11.

Hypothesen und Gesetzaussagen. Wenn wir als eine heute weitgehend akzeptierte Forderung an jede Art von Forschung unterstellen können, daß der Erkenntnisprozeß möglichst lückenlos rekonstruierbar und damit kritisierbar bleiben muß (Intersubjektivität), ist einer explizit theoretischen Geschichtsforschung sicherlich der Vorzug zu geben. Für Intuition und Assoziation ist dann bei der eigentlichen wissenschaftlichen Beweisführung, oder anders ausgedrückt: im Begründungszusammenhang, kein Platz.

Ein anderer Punkt, von dem aus gegen den Charakter der Geschichtsforschung als theoretische Wissenschaft argumentiert wird, ist die Frage nach ihrem eigentlichen Erkenntnisziel. In diesem Zusammenhang wird argumentiert, daß es die Aufgabe der Geschichtsforschung sei, historische Sachverhalte zu verstehen, nicht sie kausal zu erklären. Für die Geschichte wird damit der hermeneutische Erfahrungsmodus verbindlich erklärt. Ihre Aufgabe sei es, sprachlich-kommunikativen Sinn zu verstehen und – bei gestörter Kommunikation – verständlich zu machen.<sup>56</sup> Ihre Aufgabe sei, anders ausgedrückt, die Vermittlung von kulturellen Inhalten und nicht die Formulierung von Gesetzaussagen. Damit ist – unter veränderter Perspektive – erneut der Gegensatz zwischen ideographischer und nomologischer Methode angesprochen, wie er von Windelband formuliert wurde. Hiergegen läßt sich nun einwenden, daß auch für eine theorieorientierte Sozialforschung dieser Gegensatz eigentlich nie die Bedeutung hatte, die ihm von manchen Wissenschaftstheoretikern unterstellt wurde. Ein Beispiel hierfür ist Max Webers klassische Definition von Soziologie als einer Wissenschaft, „welche soziales Handeln deutend versteht und dadurch in seinem Ablauf und in seinen Wirkungen ursächlich erklären will“.<sup>57</sup> Auch in einer sich als Gesetzeswissenschaft verstehenden Soziologie kann der Forscher nur dann Mitteilungen des Materials aufnehmen, wenn er das System sprachlicher Zeichen, die Symbolsprache, in der diese Mitteilungen abgefaßt sind, kennt. Dabei spielt es, erkenntnistheoretisch gesehen, keine Rolle, ob diese Mittelbarkeit direkt, durch unmittelbaren sozialen Kontakt (wie z.B. im Interview) erfolgt, oder indirekt durch historische Dokumente.<sup>58</sup> Soziologie und Geschichte sind beide an den hermeneutischen Erfahrungsmodus gebunden, ohne daß dies im Widerspruch zu ihrer Theorieorientierung stehen müßte. Oder anders ausgedrückt: die Frage „wie etwas gewesen ist“ steht in einem unauflösbaren Zusammenhang mit der Frage „warum etwas gewesen ist“.

Ein weiteres Argument gegen eine theorieorientierte Geschichtswissenschaft sind die Defekte und Überlieferungsstörungen historischer Daten. Historische

---

<sup>56</sup> P.Ch. Ludz, Soziologie und Sozialgeschichte: Aspekte und Probleme, in: ders. (Hrsg.), Soziologie und Sozialgeschichte (Sonderheft 16 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie), Opladen 1972, S. 16.

<sup>57</sup> Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, S. 1.

<sup>58</sup> Ludz, Aspekte, S. 16.



Daten sind „vorgefundene“ Daten, d.h., sie wurden im allgemeinen nicht unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten erhoben und überliefert, und wenn Wissenschaftler in die zeitgenössische Datenproduktion involviert waren, dann unter den Gesichtspunkten, die sie interessierten und nicht im Hinblick auf mögliche Forschungsinteressen späterer Generationen. Historische Daten sind also Nebenprodukte wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und kultureller Prozesse. Weder ihre Produktion noch ihre Überlieferung unterliegen i.d.R. einer wissenschaftlichen Kontrolle. Eine Ausnahme sind retrospektive Interviews. Angesichts dieser Probleme haben sich kompetente Beobachter gefragt, ob historische Sozialforschung jemals mehr sein kann als ein „verdünnter Aufguß konkreter wissenschaftlicher Erfahrung, gewürzt mit einigen Prisen passender Theorie und vermischt mit großen Anteilen von Intuition, Unterstellung und vorwissenschaftlicher Erfahrung“.<sup>59</sup> Gegen diesen Einwand kann vorgebracht werden, daß auch eine gegenwartsbezogene Soziologie heute zunehmend Daten verwendet, auf deren Entstehung sie keine oder nur sehr begrenzte Kontrolle ausüben kann. Hierunter fallen z.B. die prozeß-produzierten Daten, d.h., diejenigen Daten, die als Aufzeichnungen öffentlicher und privater Organisationen im Rahmen ihrer Tätigkeit und nicht nur zum Zweck wissenschaftlicher Auswertung gesammelt wurden bzw. werden.<sup>60</sup> Gleiches gilt für die Dokumente und Texte, die die Datenbasis der strukturierten Inhaltsanalyse bilden. Für diese Materialien entwickelte und entwickelt die empirische Sozialforschung systematisch Kriterien, oder anders ausgedrückt: „Fehlerlehren“, die eine Bewertung der Zuverlässigkeit, Gültigkeit und Reichweite dieser Daten ermöglichen. Dieses Wissen vermag im Idealfall die mangelnde Kontrolle der Forschung über Prozesse der Datenerhebung und -überlieferung zu kompensieren. Auf der anderen Seite wächst die Skepsis der Sozialforschung auch gegenüber den Daten, die von ihr selbst erhoben wurden, insbesondere den Umfragedaten. In der Konsequenz greift heute auch die empirische Sozialforschung zunehmend auf „vorgefundene“ Daten zurück, ohne daß dies zum Anlaß genommen wird, ihre Theorieorientierung aufzugeben. Grundsätzlich kann man festhalten, daß sich auch die Sozialwissenschaftler heute darüber im Klaren sind, mit ihren Daten über soziale Sachverhalte nur ein unscharfes Abbild sozialer Wirklichkeit liefern zu können. Das gilt auch für die Daten, die von den Forschern selbst erhoben werden. Damit ist die Soziologie bestenfalls in einer graduell, nicht aber in einer prinzipiell besseren Situation als die Geschichtsforschung, die schon seit jeher ihre Quellen als unvollständig und defekt betrachtet. Man kann hier sogar noch weiter ausgreifen: Auch die Naturwissenschaften sind letztlich in keiner prinzipiell besseren Lage als die Humanwissenschaften. Auch hier weiß man, daß Meßvorgänge auf bestimmten Untersuchungsebenen die zu messenden Phänomene beeinflussen; ein Sachverhalt, der mit dem Be-

---

<sup>59</sup> Clubb, Quantitative History, S. 19.

<sup>60</sup> Müller, Die Analyse prozeß-produzierter Daten, S. 1.

griff „Unschärferelation“ belegt wurde und einige Verwandtschaft zu dem Konzept aufweist, das in den Sozialwissenschaften unter dem Etikett „Gültigkeit“ diskutiert wird.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten: Quantifizierende Historische Sozialforschung ist ein Wissenschaftskonzept, das zwar keine nomologischen Gesetzesaussagen vom „Newtonschen Typ“ anstrebt, aber durch „Theorien mittlerer Reichweite“ und „statistische Erklärungen“ gesteuert wird.